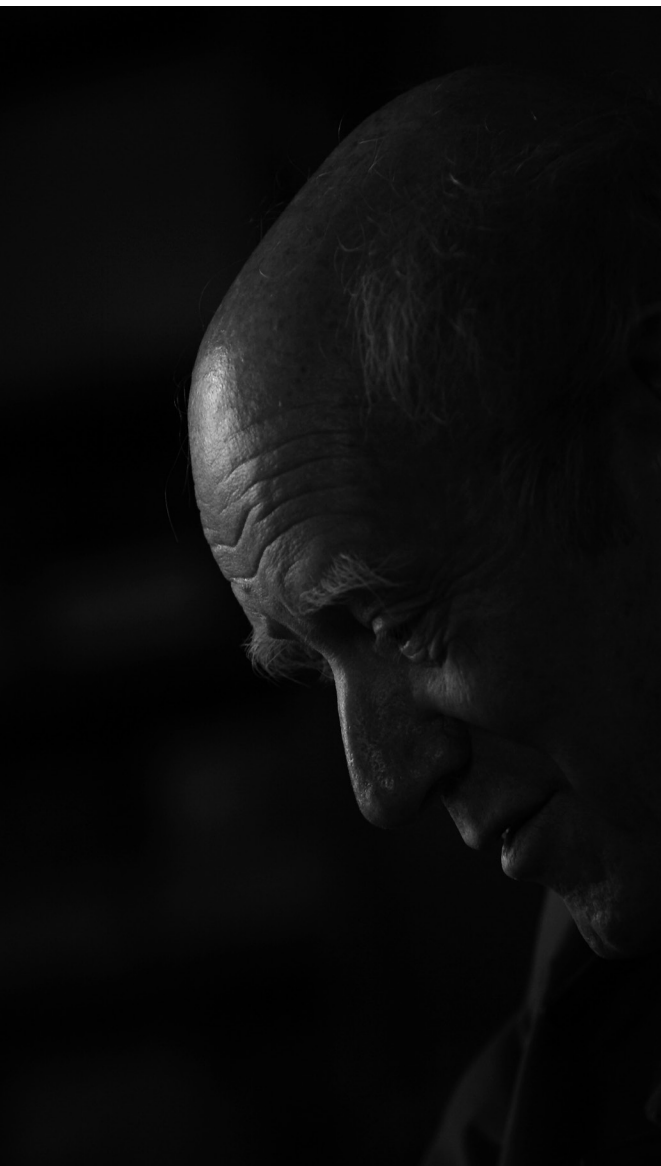


# Franz Hohler über das Wandern



**Sie schreiben immer wieder auch über Wanderungen und Spaziergänge: Gehören für Sie zu Fuss gehen und Schreiben zusammen? Ist das auch ein Mittel, um das Schreiben in Gang zu setzen?**

Von Computern weiss man ja, dass es gut ist, wenn man den Akku ganz entlädt, bevor man ihn wieder an die Steckdose hängt. Um die Lebensdauer des Gerätes zu verlängern, muss man es also ab und an ganz leer laufen lassen. Für mich beinhaltet das Gehen eher diesen Vorgang des Entladens. Ich gehe nie «go laufe», um nachzudenken, sondern eher für das Gegenteil. Um etwas ganz anderes zu tun, um loszulassen, etwas zu erleben, andere Eindrücke zu gewinnen, die nichts mit dem zu tun haben, an dem ich gerade arbeite. Häufig stelle ich dabei fest, dass dieses Leeren Platz schafft für Ideen. Natürlich ist mir beim Gehen auch schon der eine oder andere gute Gedanke gekommen, aber im Prinzip ist das Abladen von Gedanken für mich der wichtigere Teil dabei.

**Wie halten Sie es denn aktuell mit dem Gehen?**

Es war mit ein Ziel meines Sabbaticals, wieder häufiger zu gehen. Seit März letzten Jahres mache ich Spaziergänge und schreibe auch darüber. Ich nenne sie absichtlich Spaziergänge, das ist angemessener im Alter und lässt nach oben hin doch einiges offen: Ich mache also nicht nur Stadtgänge, sondern auch Tageswanderungen in die Höhe. Den Klassiker dieses Genres hat ja Seume geschrieben, der von Deutschland nach Sizilien lief: «Spaziergang nach Syrakus». Ich mache also jede Woche einen Spaziergang und beschreibe ihn, das wird das nächste Buch werden nach dem Erzählungsband. Eigentlich war das nicht geplant, denn das Hauptziel meines Zwischenjahres war ja das Aufräumen. Aber dieses Hauptziel werde ich wohl verfehlen.

**Also ist das Gehen doch nicht nur ein Leerwerden, sondern auch Inspirationsquelle fürs Schreiben?**

Wenn ich am Morgen losgehe, habe ich keine Ahnung, was mich erwartet. Ich nutze diese überraschenden Eindrücke für meine Spaziergangsgeschichten. Das ist etwas anderes, als wenn ich gehe, um für ein Problem, das sich mir gerade stellt, eine Lösung zu finden. Ich gehe also nicht, um über etwas nachzudenken, zum Beispiel, wie meine Erzählung, bei der ich gerade nicht weiterkomme, weitergehen könnte. Letztere Art des Gehens verhindert ja, dass ich wirklich schaue und beobachte. Wenn man aber losgeht und sich nur und ganz den Eindrücken des Moments anvertraut, stehen immer Entdeckungen für einen bereit bis hin zum Abenteurer. Gestern beispielsweise wollte ich an einen Ort gehen, wo niemand ist. Einfacher gesagt als getan, hier in Zürich.

**Und wo wurden Sie fündig?**

Ich habe die frisch verschneiten Lägern gewählt, bin den Lägerngrat hinauf. Mit dem Flugzug von Oerlikon nach Basel ist man ja in 20 Minuten in Baden und danach in 15 Minuten beim Schloss Schartenfels. Da fängt der Gratweg an, von dem einem abgeraten wird: «Vorsicht Gratweg!» und im Winter erst recht nicht. Ich habe gedacht: «Genau das ist es, was ich suche». Zum Glück hatte ich meine Winterschuhe dabei mit den herausklappbaren Spikes. Da waren nichts als Fuchsspuren und es war einfach unglaublich schön. Man ist hier so schnell weit weg von allem und sieht dann unter sich die ganze Zivilisationsschneise gegen Zürich hin: Wettingen, Neuenhof, Dietikon, auf der anderen Seite Turgi, Brugg, die Fahne des AKW Leibstadt verschwindet in den Wolken. Und es wird einfach immer ruhiger und am Schluss, wenn man wieder in den Wald kommt, ist es absolut still. Aber die ganze Wanderung hat schon ein bisschen länger gedauert, besser man rutscht nicht, besser man verstaucht sich da oben nicht den Fuss. Das Handy und die Nummer der Rega hatte ich aber dabei. Ich bin dann vom Lägernsattel aus auf einem anderen Weg wieder zurück gegangen zum Schloss. Auf der ganzen Schlaufe von rund zweieinhalb Stunden habe ich niemanden gesehen, keine Menschenseele. Ich war ganz allein, und es war wunderschön.

**Sie haben ja einmal gesagt, sie bewunderten diese Skulptur von Alberto Giacometti: «L'homme qui marche». Sie sind also auch selbst «L'homme qui marche», der die Stille sucht.**

Ja, durchaus. Aber nicht nur. Man kann diesen Anspruch ja auch gar nicht immer aufrecht erhalten. Es kommt auch darauf an, wo man ist. Ich gehe schon gern an Orte, wo wenig Leute sind, aber ich gehe auch gern durch die Stadt, in fremden Städten sowieso. Zweimal bin ich schon einfach von hier aus mit dem Kompass losgelaufen: einmal nach Süden, zwei Wochen später nach Norden. Mich nahm Wunder, wo man hinkommt, wenn man einfach eine bestimmte Richtung einhält. Wer kennt seine eigene Stadt? Schon erstaunlich, was ich hier in Zürich immer wieder antreffe.

**Auch im Traum wandelt man ja manchmal. Nutzen Sie auch Träume als Impulse für Geschichten?**

Ich gehe sehr selten von Traumbildern aus. Träume sind ja etwas sehr Persönliches, seltsamerweise sind sie oft umso persönlicher, je weniger man sich selbst darin wiedererkennt: fremde, verfremdete Situationen. Würden wir mehr auf unsere Träume achten, würden wir uns wohl auch besser als Fremde erfahren. Auch als Fremde in einer vertrauten Umgebung. Vielleicht hätten wir dann auch weniger Mühe mit Ausländerinnen und Ausländern. Im Traum ist man ja fast dauernd Ausländer, Aussenseiter, verirrt, verloren, ein unpassend Angezogener, der falsch Ausgerüstete, der barfuss auf eine Bergtour geht. Aber eigentlich möchte ich meine Träume, gerade weil sie etwas so sehr Persönliches sind, nicht ausbeuten wie einen Rohstoff. Es könnte sein, dass sie sich sonst vielleicht rächen.

**In der Kurzgeschichte «Die Riesen im Parkhaus» beschreiben Sie aber immerhin einen Traum Ihrer Frau.** Natürlich habe ich sie gefragt, ob ich das darf. Ihr Traum war ja nur der Auslöser für die Geschichte. Ein Alptraum, indem meine Frau zwar davon kam, der Traum, in welchem die Riesen das Parkhaus zerstörten, verstörte sie aber. Ich habe dann zu ihr gesagt: Ich schreibe dir eine Geschichte, dann kommen die Riesen nicht mehr.